

# Sonntagsblatt

der Rheinischen Volkszeitung

Verantwortlich: Julius Etienne-Wiesbaden / Druck und Verlag von Hermann Rauch, Wiesbaden / Nachdruck aller Artikel verboten.

Nummer 46

Wiesbaden, den 10. Oktober 1920

38. Jahrgang

## Kirchl. Wochenkalender

Sonntag, 10. Oktober:	Franz Borgia
Montag, 11. Oktober:	Probus
Dienstag, 12. Oktober:	Maximilian
Mittwoch, 13. Oktober:	Eugenius
Donnerstag, 14. Oktbr.:	Callistus
Freitag, 15. Oktober:	Theresia
Samstag, 16. Oktober:	Gallus

Zwanzigster Sonntag nach Pfingsten. Evang. des hl. Joh. 4, 46—53.

In jener Zeit lebte ein Königlicher, dessen Sohn zu Kapharnaum krank lag. Da dieser gehört hatte, daß Jesus von Judäa nach Galiläa gekommen sei, begab er sich zu ihm und bat ihn, daß er hinabkomme und seinen Sohn heile; denn er war daran, zu sterben. Da sprach Jesus zu ihm: Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht. Der Königliche sprach zu ihm: Herr, komm' hinab, ehe mein Sohn stirbt. Jesus sprach zu ihm: Geh hin, dein

Sohn lebt. Und der Mann glaubte dem Worte, welches ihm Jesus gesagt hatte, und ging hin. Und da er hinabging, begegneten ihm seine Knechte, verkündeten ihm und sagten, daß sein Sohn lebe. Da erforchte er von ihnen die Stunde, in welcher es mit ihm besser geworden war. Und sie sprachen zu ihm: Gestern um die siebente Stunde verließ ihn das Fieber. Da erkannte der Vater, daß es um dieselbe Stunde war, in welcher Jesus zu ihm gesagt hatte: Dein Sohn lebt. Und er glaubte mit seinem ganzen Hause.

## Bezeichnet

Wie die Anzeichen zur Berufung für die himmlische Seligkeit festgestellt werden können, so lassen sich auch die Kennzeichen derer nachweisen, die für den ewigen Untergang gezeichnet sind. Aber auch hier gilt das am vorigen Sonntag Gesagte, daß kein Mensch von vornherein, ohne Rücksicht auf sein Leben, von Gott für die Hölle bestimmt ist, sondern ewiges Glück oder Unglück hat ein jeder selber in der Hand, und das wird sein Anteil, was er verdient. Die für ewigen Untergang Gezeichneten sind nicht definitiv gezeichnet, sondern die Zeichnung ist so zu verstehen, daß ein derartiger Gezeichneter nach menschlichem Ermessen auf dem Wege zur Hölle ist, wenn nicht noch in letzter Stunde infolge einer außerordentlichen göttlichen Gnade eine Sinnesänderung im Menschen stattfindet.

1. Gezeichnet sind jene, die trotz begangener Sünden und großer Lasterhaftigkeit ruhig dahingehen und keine Gewissensvorwürfe verspüren. Es ist eine große Gnade, wenn nach einer schweren Sünde Unruhe und Gewissensqual dem Menschen packt und ihm so lange keine Ruhe läßt, bis er den Weg zum Bewußtsein gefunden hat. Die Unruhe ist ein mächtiger Weckruf zur Buße, die Ruhe dagegen wiegt in falsche Sicherheit ein, führt zur Anbussfertigkeit und eben dadurch zur Verdammung. „O, daß du doch kalt wärest oder warm, weil du aber lau bist, und weder kalt noch warm, so werde ich dich ausspeien aus meinem Munde. Denn du sagst: Ich bin reich und habe Reichtum erworben und bedarf nichts, und du weißt nicht, daß du elend und erbarmungswürdig und arm und bloß bist.“ (Offenb. 3, 16/17.) Lauheit, Gleichgültigkeit, Gefühllosigkeit selbst bei den eindrucksvollsten Ereignissen deutet immer auf einen lasterhaften Seelenzustand und eine bedenkliche Gewissenslosigkeit.

2. Gezeichnet sind ferner jene, die abseits von Gott stehen, aber andauernd weltliche Glückseligkeit genießen und kaum mit Leiden und Mühseligkeit zu kämpfen haben. Ungezügelter Weltglaube schenkt selbst den alten Heiden bedenklich, die vom Reize der Götter fabelten und sagten, in diesem Falle müsse man die Götter um Zuwendung eines Unglücks bitten. Dieser Gedanke leitet in Schillers Ballade: „Der Ring des Polykrates“ wieder, wo der Gastfreund dem Herrscher von Samos zu bedenken gibt:

Drum willst du dich vor Leid bewahren,  
So fleh' zu den Unschickbaren,  
Dah sie zum Glück den Schmerz verleihn.

Noch keinen sah ich fröhlich enden,  
Aus den mit immer wolkten Händen  
Die Götter ihre Gaben streuen.

Die christliche Askese lehrt etwas Ähnliches, indem sie sagt, man solle öfters Gott um Kreuz und Leiden bitten, weil nach christlicher Auffassung und nach der Erfahrung der Heiligen und Gottesgelehrten unendlich wertvolle Güter aus Kreuz und Leid entspringen.

Daß irdische Wohlfahrt und irdisches Glück, wenn es im Uebermaß bemessen wird, gefährlich werden kann, leuchtet ein. Wir sind ja jetzt fortwährend dessen Zeuge. Das Reichsein und den Reichtum genießen, muß gelernt sein. Wer über Nacht reich und wohlhabend geworden ist, weiß meistens das Glück nicht zu tragen. Müßiggang und ein verschwenderisches Leben stellt sich ein, und das Ende ist böse. Wie eindringlich warnt der Heiland die Reichen seiner Zeit: „Wehe euch, Ihr Reichen, denn Ihr habt schon euren Lohn. Wehe euch, die Ihr gesättigt seid, denn Ihr werdet hungern. Wehe euch, die Ihr jetzt lacht, denn Ihr werdet trauern und weinen.“ (Luk. 6, 24—26.) Und er zeigt seinen Zuhörern das Ende des reichen Bräufers, der in Wohlleben und Leppigkeit seine Tage verlebte, gegen die Armen hart und lieblos war, und dann starb und in die Hölle begraben wurde.

Das weltliche Glück derer, die ein sündhaftes Leben führen, ist daher zu erklären, daß diese immerhin noch hier und da Gutes tun, z. B. gegen Arme und Bedrängte mitleidig sind, gegen Ungerechtigkeit sich wenden, für gute Zwecke Almosen geben, ihrer Familie gegenüber ihre Schuldbiligkeit tun u. a. Dieses mannigfache Gute wird wie jedes Gute von Gott belohnt. Da er es aber nicht in der Ewigkeit belohnen kann, weil diese guten Werke, da im Stande der Unnade verrichtet, keinen Anspruch auf ewigen Lohn haben, so schickt er ihnen zeitlichen Lohn in der Gestalt irdischen Glückes. Wer frei ist von Leid und Seinsmühsal, wem alles glückt, aber ein sündhaftes Leben führt, ungerecht und hart gegen den Nebenmenschen ist, möge mit sich zu Räte gehen und sich fragen, ob er nicht schon zu den Gezeichneten gehört. Der Verdacht besteht in hohem Grade.

3. Trägheit im Dienste Gottes, jahrelange Gewohnheitsünden ohne ernsthafte Schritte zur Besserung und Entfernung der nächsten Gelegenheit sind ein Zeichen, daß der Mensch keinen ernstlichen Willen hat, sich zu bessern, daß er die Sakramente und die von Gott

verliehenen Gnaden mißbraucht. „Denn das Land“, sagt der Apostel, „das den oft darauffallenden Regen einsaugt und Gewächse trägt zum Nutzen für die, die es bebauen, empfängt Segen von Gott. Bringt es aber Dornen und Disteln hervor, so ist es verworfen und dem Fluche nahe, und sein Ende ist Verbrennung.“ (Hebr. 6, 7, 8.) Unfruchtbarkeit an guten Werken, Anhänglichkeit an die Sünde ohne entschiedenen Anlauf zur Besserung vergleicht Gott mit dem Weinberge, den der Besitzer zerstören und verwüsten läßt, weil er keine Trauben, sondern Dornen (Sittbeeren) brachte. „Einen Weinberg hatte mein Geliebter auf einem fetten Hügel. Er umzäunte ihn, suchte die Steine heraus, bepflanzte ihn mit edlen Reben, baute einen Turm in seiner Mitte, machte eine Kelter hinein und wartete, daß er Trauben brächte. Aber er brachte Dornen. Und nun ihr Einwohner Jerusalems, ihr Männer Judas, urteilt zwischen mir und meinem Weinberge. Was hätte ich meinem Weinberge noch tun sollen, das ich nicht getan? Ich wartete, daß er Trauben brächte, und er brachte Dornen. Und nun will ich euch anzeigen, was ich mit meinem Weinberge tun will. Begnehten will ich seinen Zaun, daß er gesäubert werde, niederreißen seine Mauer, daß er zertreten werde. Ich will ihn in eine Wüste verwandeln. Er soll nicht beschnitten, nicht behackt werden. Disteln und Dornen sollen darin aufwachsen, und den Wolken will ich gebieten, daß sie keinen Regen darauf herabgießen.“ (Jes. 5, 1—6.) Das ist nur ein Bild, das im eigentlichen Sinn die furchtbare Strafe ankündigt, die der Herr über Juda verhängen will, und die bei der Wegführung der Einwohner in fremde Gefangenschaft und bei der Zerstörung des Tempels eingetreten ist. In übertragenem Sinn will diese Stelle die Strafe zeichnen, die über jene hereinbricht, die keine Früchte der Buße und Besserung bringen.

Es hatte jemand einen Feigenbaum in seinen Weinberg gepflanzt, und er ging und suchte Frucht an demselben, fand aber keine. Da sagte er zu dem Gärtner: „Drei Jahre schon suche ich nach Früchten an dem Feigenbaum, finde aber keine.“ Baue ihn also um. Denn wozu nimmt er den Platz ein. Er aber antwortete und sprach zu ihm: Herr, laß ihn noch dieses Jahr, bis ich um ihn herum die Erde umgegraben und gedüngt habe, ob er nicht dann Frucht trage. Wenn nicht, dann magst du ihn später umhauen.“ (Luk. 13, 6—9.) Ist dieses Gleich-



nis des Volkandes nicht eine Fortsetzung jenes Bildes des Propheten Isaia und eine Betonung des Gedankens, daß, wer trägt ist im Dienste des Herrn, der Verwerfung anheimfällt?

Kannst du dir das Zeugnis geben, daß du zwar nicht die von Gott erwartete Menge von Früchten getragen, doch wenigstens einige gezeitigt hast, dann begnüge mit umso größerer Zufriedenheit. Sei überzeugt, der Herr wird gerne mit seiner Gnade helfen. Denn der gesagt hat: „Jeden Rebsweig an mir, der keine Frucht trägt, wird Gott abschneiden“, hat sofort hinzugefügt: „Und jeden, der Frucht trägt, wird er reinigen (von Unkraut und überflüssigen Schößlingen), auf daß er noch mehr Frucht trage.“ Mag dieses Reinigen und Beschneiden auch nicht ohne Schmerz und Leiden abgehen, laß den göttlichen Winzer nach seinem Wohlgefallen verfahren, es wird zu deinem Heile sein. Vre.

## Von Geschlecht zu Geschlecht

Eine Studie von Dr. Erich Klein.

Es gibt gewisse Dinge, die, obgleich durchaus nüchtern und klarer Natur, doch von den meisten durch eine romantisch-poetische Brille gesehen werden und dadurch in eine Beleuchtung kommen, die ihnen durchaus unangemessen ist. Besonders bei neuen, auffälligen Erkenntnissen pflegt dies der Fall zu sein, um nur z. B. an die Entwicklungstheorie zu erinnern, aus der mit Hilfe von mehr oder weniger Phantasie stracks eine philosophische Weiterklärung gemacht wurde. Es ist, als ob der nüchterne Verstand den Menschen zu eng schiene, um so neue auffallende Erkenntnisse gebührend einzuschätzen, und da kommt denn die Phantasie, mitunter gar in der Form poetischer oder literarischer Werke, und gestaltet sie in oft recht unmaßgeblicher Weise aus.

So ist es auch eine Zeit lang mit der Vererbungslehre gewesen, und bis auf den heutigen Tag hat sich die romantisch-düstere Beleuchtung, die seit Ibsen und Zola auf ihr liegt, nicht ganz verloren. Ja, man kann sagen, die reichlich verschwommenen Vorstellungen, die sich an die Anfänge der jungen Wissenschaft geknüpft haben, haben mit dazu beigetragen, daß sie nicht dasjenige Maß von praktischer Bedeutung gewonnen hat, das ihr, zumal nach den neuesten Forschungen, unbedingt zukommt. Vor allem ist eines auffällig: fast stets wird die Vererbungslehre nur mit einem gewissen Unterton in den Mund genommen, und zwar mit einem solchen, daß man unwillkürlich an einen geheimen Fluch oder an das Bibelwort von der Rache bis ins dritte und vierte Glied denkt. Man hat also dabei immer nur die verhängnisvollen Wirkungen der Vererbung im Auge und man übersieht, daß die Vererbung den gesamten Lebensprozeß der Menschheit weiterführt, also neben einer Reihe von ungünstigen und krankhaften Veranlagungen auch Millionen von gesunden und günstigen reinen fortpflanzt.

Man vergißt, daß die Tatsache der Vererbung zunächst doch wohl als das große Erhaltungsprinzip alles Guten und Starken, aller menschlichen Fähigkeiten und Gewinne angesehen zu werden verdient, und keinesfalls nötig hat, nur immer das düstere Auge des Mißtrauens oder der geheimen Angst auf sich ruhen zu lassen. Verständlich ist allerdings, daß verhängnisvolle, ja tragische Fälle mehr Beachtung finden als die gutaussehenden Fälle normaler Keimübertragung.

Uebersehen wird meist schon das Grundgesetz der Vererbung, daß nämlich niemals Krankheiten vererbt werden. Das heißt also: es ist keineswegs ausgemacht, daß der, der von einem seiner Eltern eine schlimme Veranlagung geerbt hat, auch den offenen Ausbruch der Krankheit sieht, sondern es kommt darauf an, ob der Vererbungskeim zur Entwicklung gelangt. Das hängt von allerlei Umständen ab, vor allem auch von der Erbmasse, die das betreffende Individuum von dem zweiten Erzeuger erhält. Ist diese Veranlagung eine entgegengesetzte oder auch nur eine gesunde, so ist, wie es nach

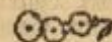
dem heutigen Stand der Forschung erscheint, eine äußerliche Erkrankung nur aus dem Erbprozeß heraus nicht zu befürchten.

Es ist demnach, vor allem durch vorsorgliche Eheschließung, durchaus möglich, krankhafte Familienanlagen unwirksam zu machen, ja völlig herauszustößen, genau so wie umgekehrt auch durch unzweckmäßiges Verhalten (Alkoholismus) Vergiftungen der Keimzellen hervorgerufen und damit neue Krankheitsanlagen geschaffen werden können. Also all die vielen tragischen Fälle, die in unserer Literatur so beliebt sind, sind nur als Ausnahmefälle beim Zusammentreffen mehrerer ungünstiger Umstände denkbar und dürfen keineswegs als typisch angenommen werden.

Im allgemeinen wird man bei der heutigen mannigfachen Zusammensetzung der menschlichen Gesellschaft als Regel gelten lassen müssen, daß nicht gleichartige, sondern verschieden-

ferner wird bei der Vererbungslehre meist zu sehr außer acht gelassen, daß es im Menschenleben, so machtvoll und frei der Mensch durch seinen Verstand und seinen Willen der Natur gegenübersteht, rein mechanische Gesetze überhaupt nicht geben kann. So ist auch die Vererbung durchaus nicht den willkürlichen Eingriffen des Menschen entzogen, das starrte Gesetz kann sehr wohl gelähmt und umgebogen werden, — wie ja auch bereits daraus hervorgeht, daß ein etwa erbter Krankheitskeim immer nur die Möglichkeit der Erkrankung, nicht aber die Erkrankung selber bedeutet. Wenn in so zahlreichen Fällen der Keim auch zur tatsächlichen Erkrankung führt, so liegt das daran, daß die Lebensbedingungen des Erben sich so häufig nicht von denen des Erblassers unterscheiden. Wenn man z. B. von der moralischen Inferiorität der unehelich Geborenen spricht, so ist dabei erst einmal festzustellen, inwieweit eine solche durch die mit der Unehelichkeit verbundenen Lebensumstände vielleicht geradezu großgezüchtet wird. Bei rechtzeitiger Erkenntnis der drohenden Gefahr und zweckentsprechenden Vorbeugungsmaßnahmen ist in den meisten Fällen das Neueste durchaus zu verhindern. Und es geht, um ein literarisches Beispiel anzuführen, vom wissenschaftlichen Standpunkt aus zu weit, wenn es Ibsen in seinen „Gespenstern“ so darstellt, als ob der junge Oswald blödsinnig werden mußte. Es müssen Bedingungen geschaffen werden, die den Ausbruch des Krankheitskeimes nicht zulassen, und zwar nicht nur äußerliche, sondern auch innerliche. Die Persönlichkeit muß gegen die Macht des Gegenständlichen aufgerufen werden.

Und dieser positiven Aufgabe wendet sich die Vererbungslehre nun mehr und mehr zu. Hat sie bis dahin hauptsächlich die verborgenen Irrgänge der menschlichen Fortpflanzung aufzudecken gesucht, so ist sie nun dabei, die praktischen Schlussfolgerungen zu ziehen. Zunächst einmal gilt es, das Menschengeschlecht durch eine aufbauende Rassenhygiene schon im Keime vor Entartung zu bewahren, dann aber, die nicht zu verhütenden, minderwertigen Anlagen durch entsprechende Behandlung möglichst unwirksam zu machen. Und wenn auch heute über manche Tatsachen der Vererbung noch Zweifel herrschen, so ist es doch nur noch eine Frage der Zeit, daß diese unheilverkündende Wolfe, die heute immer noch über der Menschheit steht, sich löst und einer wohlthätigen, schütz- und hilfe-gewährenden Praxis weicht, die die Menschen, soweit es an ihr liegt, keinem finsternen Verhängnis mehr anliefern.



## Anpassung

Von Heinrich Peis.

Mit den Dingen ist es wie mit den Menschen: Fremd treten sie uns an, hinter der Maske der Erscheinung unbekanntes Wesen verhaltend. Wir aber sehen unseren Verstand, unsere Beobachtung gegen sie, daß wir sie durchforschen, sie in irgendein Verhältnis zu uns einordnen. Jeder kleine Gegenstand, jedes entbehrliche Stück der Lebenshaltung hat seine eigene und absonderliche Art: Eine heimliche Seele etwa, die offenbar wird durch die Gewöhnung. Wenn sich das Wesen von Fremdheit abschält, spinnen sich Fäden an: es geschieht durch freundschaftliche Vertrautheit mit den Dingen des täglichen Gebrauchs, die in den Kreis unseres Lebens irgendwie einbezogen werden. Neues in Bekanntes und Erinnerungsreiches umzuwandeln ist das Mittel, mit dem menschliches Empfinden sich die Welt der Erscheinungen unterwirft, aus der Vielheit das Wesentliche und Notwendige herausliest. Anpassung schafft Behaglichkeit, Heimatgefühl.

Ein Schmuckstück, ein Bild oder Buch, ein Gegenstand des Gebrauchs wurde geschenkt oder von uns erworben. Da ist fähle und vergleichende Betrachtung dieser Dinge zuerst, als ob wir sie auf uns einstellen, ihre Bedeutung für uns erproben wollten: ähnlich dem förmlich gemessenen Verkehr einer kurzen und flüchtigen Bekanntschaft. Neue Wohnung, neue Umgebung schließt uns ein: Ein Hauch



## Nach der hl. Kommunion

**I**st und inniglich umschlossen  
Ruhst du nun im Herzen mein,  
Und mein Herz, in Lieb' zerfloßen,  
Will dein Tabernakel sein.

Betend will ich davor knien,  
Ganz in Lieb' verloren sein.  
Alle Menschen will ich fliehen,  
Lieben dich, o Herr, allein.

Dir zuliebe will ich leben,  
Dir zuliebe sterben gern,  
Alles will ich freudig geben  
Jesus, meinem Gott und Herrn.

Will mein armes Herz umschlingen  
Dir zulieb mit Dornen spiz,  
Alles Leid zum Opfer bringen  
Dir, der reinsten Liebe Sitz.

Und je mehr die Dornen stechen,  
Umso fester halt' ich dich,  
Umso inniger will ich sprechen:  
„Jesus — Gott — ich liebe dich.“

Stille, Herr, doch all' mein Sehnen,  
Füll' mein Herz mit Liebesglut,  
Bis dein Kind mit Freudentränen  
Einst an deinem Herzen ruht.

artige Erbkeime bei zwei Eltern zusammenkommen, daß ein etwaiger ungünstiger Keim bei dem einen durch einen gegenteiligen bei dem andern aufgewogen wird, — wobei man nicht nur an körperliche Keime, sondern ebenso auch an geistige Begabung, Denkfähigkeit und dergleichen zu denken hat. Gerade diese Gegenfährlichkeit der Keime, die sich meist zu einer Art Gleichgewicht vereinigen, bringt es ja mit sich, daß die Menschheit im allgemeinen einen durchschnittlich normalen Charakter bewahrt. Und wenn das innerhalb kleinerer, in sich abgeschlossener Gruppen, wie z. B. in manchen Geschlechtern oder auch bei kleineren Volksgruppen nicht der Fall ist, so bietet die Zukunft, die wie eine Verstärkung gewisser guter Eigenschaften, so auch eine Verstärkung schlechter Anlagen zur Folge hat, eine genügende Erklärung dafür.



von Fremdheit weht an, beinahe kräftig. Es ist ein Gefühl, als sei um uns große Leere. Die Gewohnheit erfüllt diese Lücke äußeren Seins mit Stimmungen, wirkt die Eintrübnisse wie Farben auf die fahlen Wände. Jeder neue Tag des Aufenthalts, des Gebrauches knüpft engere Beziehung. Die Dinge mit Form und Größe, Inhalt und Ansehen, saugen sich gleichsam voll von unseren eigenen Gedanken. Sie strahlen nun auf uns diese Empfindungen zurück, die wir in sie hineingelegt haben. Sie gewinnen die Vertrautheit von etwas uns Zugehörigem. Ein kleines und bedeutungsloses Stück wird durch die Gewohnheit wertvoll. Bekoren oder zerbrochen hinterläßt es keinen Schmerz, wie Trauer um einen erprobten Freund, der von uns ging. Wenn wir aus einer Umgebung scheiden, die uns während der hellen und frohen Tage eines Sommers beherbergte, erleben wir in der bittersten Stimmung des Abschiedes etwas wie Losgerissenheit von Gefühlen, die vertraute Blöße, friedliche Waldwinkel, sonnenglänzende Felder in uns wachriefen. Gewohnheit, von uns genommen, schmerzt, wie sie zum andern auch lindert und tröstet, gleich ihrer Gefährtin, der Zeit.

Anpassung ist letzten Grundes ein Hinüberleben eigener Gefühle in die umgebende Welt; sie wirkt als Sammellinse für alle Ausstrahlungen unseres Empfindens. Durch die Anpassung stellen wir gleichsam Wegtaseln aus, die uns durch Unsicherheit und Schnörkelgänge fremder Gefühle, wechselnder Erscheinungen geleiten. Und wenn wir die ganze Welt durchstreifen, mit ihren fremden Völkern und unbekannten Meeren, durch hietrodenen Staub wanderten, durch rauschenden Wald oder abend-dämmerndes Tal: In jedem neuen Eindruck finden wir uns selbst, alle Bilder, die in unser Auge eingehen, werden gebrochen in dem Spiegel der Gewohnheit. Immer ist die Anpassung am Werk, in dem Fremden die Art des Bekannten, Wohlvertrauten irgendwie neu erkennen zu lassen.

Bele

## Der Roman als Dichtung

Von Dr. Augustin Kahlmann.

Nicht jeder Roman ist eine Dichtung; ebenso wie nicht jeder Mensch, der sich weigert, Romane zu lesen, ein Verächter der Dichtkunst zu sein braucht. Aber die Mißachtung des Romans als dichterisches Kunstwerk, welche noch vor wenigen Jahren bei uns gang und gäbe war, ist sicherlich eine auf Unkenntnis des Wesens und der Geschichte des Romans fußende Ungerechtigkeit; denn die Grundgesetze der Dichtkunst können — und sollen sogar — bei der künstlerischen Behandlung eines Stoffes in der Romanform ebenso vorausgesetzt werden wie beim Drama oder beim Epos.

Bertet man das Wesen des Romans nach den allgemeinen ästhetischen Prinzipien, sucht man nach der klaren Beantwortung der Frage: „Was ist der Roman?“ dann wird man kaum eine ganz übereinstimmende Antwort erhalten. Man denkt, die Antwort auf die eben aufgeworfene Frage nach dem Wesen des Romans liegt in seiner Geschichte. Die Geschichte des Romans zeigt uns diese Kunstgattung als die jüngere Schwester des Epos. Der Roman erscheint mir in seinem Wesen als epische Dichtung. Er schildert Menschen und Begebenheiten in einem bestimmten zeitlichen und seelischen Verhältnis zum Weltbilde. Es ist reichlich billiges Bemühen, die epische Dichtung von der Romandichtung zu trennen, indem gefolgert wird, das Epos bedinge die Versform, der Roman die Prosaform, denn der Versroman ist in der Literaturgeschichte nicht nur keine Seltenheit, sondern sogar die Ausgangsform. Denn was waren doch die ersten erzählenden Dichtungen der deutschen Literatur, die sogenannten „höfischen Epen“ des Mittelalters eines Wolfram von Eschenbach, eines Hartmann von der Aue, eines Gottfried von Strassburg anderes als Versromane? Diese Dichtungen zeigen aber gleichzeitig die Gabelung der Entwicklungslinie auf. Das Epos sucht und findet seine Stoffe nicht im Alltäglichen, sondern im

Bedeutsamen, im Überlebensgroßen, beim aus dem Rahmen des Gesellschaftslebens Herausragenden, bei der Prägung idealer, unwirklich-keitsvoller und nur exakter fittlicher Typen; der Roman dagegen wendet sich aus in der Behandlung der Erscheinungen und Formen des Gesellschaftslebens einer bestimmt zeitlich umgrenzten Gegenwart, bei der Darlegung und Analyse ihrer psychologischen Beweggründe. Epos ist Fresko-Gemälde der Vergangenheit, Roman Spiegel einer zeitlichen Gegenwart.

Der Roman als Kunstform nimmt seinem Namen entsprechend seinen Ausgang von den romanischen Völkern. Deren Eigenart ist es stets gewesen, die Formen ihres gesellschaftlichen Gegenwartslebens künstlerisch abzuverleihen; diese Herkunft bestimmt Charakter und Wesen des Romans. Bei einer derartigen Entwicklung wurde allmählich die Unterscheidung von der rein epischen Kunstform scharfer. Das Epos blieb seiner Stoffwahl nach heldisch, vorzeitlich und überlebensgroß, der Roman glückte sich elastischer jeweils seiner Zeit an, wurde beweglich und zeitgemäß.

Trotzdem blieb der echte Kunstroman jederzeit Dichtung; denn der geistige Anhalt bestimmt den Kunstwert, und es hat zu allen Zeiten Romane gegeben, welche das Merkmal reiner Kunstauswirkung trugen. Wenn die Kunst die Konstruktion eines Idealtages, der Ausfluß eines übersinnlichen Sehns der Menschheit ist, dann findet man im Roman als zeitlich begrenzte Formung dieses Gegenwartssehns eine dichterische Form. Heute ist der Kunstroman mehr denn je Weltanschauungs-dichtung geworden. Die gesellschaftliche und seelische Wirnis unserer Gegenwart spiegelt sich in ihm. Das ist zweifellos ein Zeichen seines Kunstcharakters, ist aber auch eine Mahnung für die christlich organisierte Kultur-gemeinde. Der Roman als die vollständigste Kunstform strahlt ungeahnte gesellschaftsbildende Kräfte aus. Es ist für unsere aus bewußt christlichem Kulturgeiste schaffenden Dichter eine dankenswerte Aufgabe, zur Darlegung ihrer Weltanschauungsgehalte die populäre Kunstform des Romans nicht zu vernachlässigen. Auch der Roman bietet die Möglichkeit zur Entfaltung höchsten formalen Könnens, feinsten Beobachtungen der ästhetischen Gesetze und sorgfältigster Kultur des Stils; seine Herkunft und Geschichte erweisen es. Und die Sehns des Niveaus des Romans ist eine nicht geringe Aufbauarbeit an der Kultur der Volkseele und damit am Volkstum.

## Inbüllam des Brief-Umschlages

Zu diesem Jahre sind hundert Jahre verflossen seit der Erfindung des Briefumschlages. In allgemeine Aufnahme kamen die Briefumschläge in Deutschland aber erst vor etwa 50 bis 60 Jahren. Bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, wo der Mangel der Eisenbahnen einen schnellen und umfangreichen Briefverkehr noch nicht ermöglichte, war ein Brief ein „Ereignis“, ebensowohl für den Absender wie für den Empfänger. Man schrieb den Brief zumeist auf einen großen Kanzleibogen. Die letzte Seite wurde freigelassen, der Brief sorgsam zusammengeklappt und auf der letzten, nun außen befindlichen Seite mit der Adresse versehen. Wichtige Schriftstücke pflegte man, Abhängens schon seit den ältesten Zeiten, zu verpacken. Im Altertum und im Mittelalter verwendete man dazu Bienenwachs oder eine Art Siegelerde, in die Siegelringe eingedrückt wurden. Siegelack, der zuerst aus China eingeführt worden ist, kam erst im 15. Jahrhundert auf, und im Jahre 1624 führte man von Speyer aus die bekannten Oblaten als Briefverschlüsselung ein.

Die Erfindung der Briefumschläge ist darauf zurückzuführen, daß der Papierhändler Breuer in Birmingham im Jahre 1820 auf die Idee kam, auch kleinere Briefbogen anzufertigen und feilschubieten. Um Reklame dafür zu machen, stellte er in seinem Schaufenster eine Pyramide auf, die aus einzelnen Stapeln immer kleinerer Briefbogen bestand. Man fand viel Gefallen an dieser Idee und die kleinen Bogen kamen schnell in Mode, zumal es Breuer verstanden hatte, auch Papierhüllen herzustellen, in welche die Bogen gesteckt werden sollten. Durch das Zusammenklappen wurden die Briefe oft so winzig, daß kaum noch Raum für die Aufschrift und die damals vielen Marken übrig blieb. So wurden also die Briefumschläge ein Bedürfnis. Breuer konnte gar nicht genug davon liefern, obwohl er schon bald mehrere Duzend Arbeiter mit der Anfertigung der Umschläge beschäftigte. Die heutigen Briefumschlagmaschinen liefern bis zu 10000 Stück fix und fertig zusammengeklebt, gummiert und abgezählt binnen einer einzigen Stunde.

\*

Schweigsame Menschen werden selten richtig beurteilt. Die einen sagen: „herausragend klug“, die anderen „vernagelt dumm“. Und oft ist es nur Bequemlichkeit, die sie schweigen läßt.

## Heimatzauber

19)

Originalroman von Felix Nabor.

Streng und unerbittlich wie ein Richter, stand Taffer vor ihr. Sie streckte ihm lebend die Arme entgegen. „Nicht mir! Ich verbrenne!“ In meiner Brust ist die Wille — mein Kopf glüht wie Feuer.

„Weil du mit dem Herzen und mit dem Geist gefühlig bist“, hielt ihr Taffer entgegen. „Womit man stündigt, daran wird man gestraft.“

Sie suchte wie eine bissige Katze empor. „Laß deine Bibelstunde“, rief sie. „Gib mir ein Heilmittel, daß ich genehe! Löse die Kette in meiner Brust!“

Er reichte ihr Glas und Wasser. „Trinke!“

Das löschte den Durst. Die Qualen in deiner Brust vermag nur Gott zu lindern. Sie sind die Strafen für deine Sünden, die du hineingetrunknen hast wie Wasser. Deine Stunde ist gekommen, Weib. Erleichtere dein Gewissen, wirf die Sündenlast ab und du bist erlöst. Nach das Unrecht gut, das du begangen hast. Gib mir das Testament, in dem du Trübe Marischall und die Ihrigen enterbst. Nur so kannst du ruhig sterben.“

Sie schaute ihn an wie ein Gefreiter. „Das Testament? ... Nein, das bekommst du nicht. Die ganze Brut soll vernichtet werden und verderben.“

Taffer wies mit drohender Gebärde zum

Himmel. „Weib“, sagte er mit furchtbaren Stimme, „Weib, zittere vor Gottes Gerechtigkeit. Wer unrecht hat nimmt, muß in der Hölle blühen. Du hast Trübe die Heimat geraubt und Gott wird dich dafür strafen. Sie ist schuldlos und hat niemand in der Welt. Darum habe ich meine Hand über sie gehalten wie ein Vater über sein Kind — im Namen Gottes des Herrn, der ein Vater der Armen, Witwen und Waisen ist. Du hast Arme, Witwen und Waisen bedrückt und herabgesehen. Deine Sünde schreit zum Himmel um Rache. Gottes Zorn kommt über dich. Ich, ein Sterbender, habe in die Ewigkeit geschaut und lüde dir das Gericht. Dein Los wird schrecklicher sein als das der gottlosen Jezebel! ... Du trügst das Gift der Sünde in dir, du bist verflucht und verdammt, wenn du nicht bereust. Der Herr und Richter naht, um dich zu bestrafen.“

Der alte Schäfer war schrecklich anzuschauen, und die Kranke fuhr entsetzt empor und starrte ihn an.

Der Regen flatschte gegen die Scheiben und graue Dämmerung senkten sich, wilden Totenfahren gleich, in das düstere Gemach, das die Flammen des Kamins wie rote Blitze durchzuckten. Es war eine Stille wie in einer Totenkammer, bis eine wimmernde Stimme auslief: „Hilfe! ... Hilfe! ...“



Aber da lag schon Tassers Hand an ihrer Kehle.

„Schweig,“ gebot er, „sonst ist es dein Tod! Das Testament heraus!“

Ihre Augen sprangen gleich Bällen aus ihren Höhlen und gespenstisch blickte das Weib im Auge. „Nein,“ schätzte sie. „Nein! ... Lieber sterben! ... Meine Rache will ich!“

Aber ihr Schrei verstummte unter dem Drucke seiner Finger; sie wand sich wie eine Ratte und ihr Kopf sank zurück.

„Nun habe ich der Schlange den Kopf zertreten,“ sagte Tasser, griff in ihr Gewand und holte die Papiere heraus. „Mein letzter Wille“ — las er beim Schein der zuckenden Flammen. Es war richtig: Trude Marshall war mit den Ihrigen enterbt.

„Ich will gut machen, was dieses Weib sündigte,“ sprach Tasser. „Trude soll ihr Erbe und ihre Heimat haben nach Recht und Billigkeit.“ Und er zerriß die Blätter und warf sie ins Feuer. Die Flammen leckten gierig an der kostbaren Beute.

Aber eben, als das letzte Blatt ins Feuer flog, schnellte die Marischallin vom Divan empor und stürzte sich wie eine Tigerin auf Tasser. „Mein Testament ... Wo ist mein Testament?“

Er deutete auf die Kammingluf. „Dort! ... Hole es dir!“

Ihre Wut war grenzenlos. Sie duckte sich zum Sprung wie eine Katze und warf sich mit aller Kraft gegen ihn, um zum Kamin zu gelangen, zu dem er ihr den Weg versperrte. Tasser erhielt einen Stoß vor die Brust, daß er taumelte und in den Lehnstuhl sank. Seine Hand fuhr nach dem Herzen, seine Stimme flammelte: „Du bist gerichtet! ... Mir sei Gott gnädig!“

Tasche Blässe überzog sein Gesicht, Schweiß trat aus seinen Poren, ein Röckeln kam aus seiner Kehle — ein Ruck ging durch den mächtigen Leib und wie vom Blitze getroffen sank er zurück. Das Haupt schlug gegen die hohe Lehne des Stuhles, und der Bart lag wie eine graue Palme auf der breiten Brust.

Christine Wöppermann sah in die starren, gebrochenen Augen, befühlte die leblose Hand und begann zu zittern. „Tot! ... Tot! ...“

Von Entsetzen und Grauen gepackt, wich sie bis zum Kamin zurück; als sie die Blut fühlte, wandte sie sich blitzschnell um und starrte in die Flammen, sah halbverkohlte Papiere und warf sich auf die Knie, um sie aus dem Feuer herauszuholen. „Mein Testament ... mein Testament!“ schrie sie in gellenden Tönen.

Ihre Hände griffen in wahnsinniger Hast in die Asche und durchwühlten sie. „Mein Testament — — meine Rache!“

Die Hände zuckten vor Schmerz, Haar und Gesicht waren versteinert. Keine rote Flamme züngelte an ihrem Gewande empor, zu ihren Hüften, zu ihrem Herzen. ... Sie fühlte die Asche, ahnte die Gefahr — und ein wilder Schrei löste sich von ihren Lippen. „Hilfe! ... Hilfe! — die Hölle ist los!“

Schreckensbleich stürzten die Diener herbei. Löschten die Flammen und trugen die Tobende in ihr Schlafgemach.

Und der tote Schäfer im hohen Stuhl sah dem alles mit weitgeöffneten, starren Augen an, als ob er der Richter wäre.

In der engen kleinen Telefonzelle war die Luft bummig, stickig und schwer; aber Trude Marshall trug einen Strauß Heidekraut an der Brust, und der Duft der Heimat umwehte sie. Und ihr Herz kloß über von Liebe für die verirrte Schwester, die sie freudig in ihre Arme nehmen wollte wie der gute Hirte das Lammchen, das sich in der Wüste verlaufen hatte.

Spillmann gab ihr den Hörer in die Hand. „Jetzt sind wir gottlob so weit,“ sagte er leise. „Ihre Schwester ist am Telefon und meint, ein Theaterdirektor rufe sie an. Nun sprechen Sie mit ihr. Lassen Sie Ihr Herz reden!“

Aus dem kleinen Wunderding kam eine helle Stimme. „Wie ist's also, Herr Direktor? ... Wollen Sie mich engagieren? ... Wann kann ich anschwirren? ... Am liebsten wäre mir's sofort. Ich will rasch weg von München — —“

Eine Pause. Aus feingespinnnen Dächten flog es hin und her — Gedanken, Worte, ein Strom von Liebe zwischen zwei Städten, die sich so fern waren. ... Ein Vauschen ahnender Herzen, ein Suchen zweier Seelen. ...

Dann Suses zitternde Frage: „Herr Direktor, warum antworten Sie nicht? ... Kann ich kommen? ... Gleich?“

Und darauf Trude mit einer Stimme, aus der all ihre Liebe, all ihre zitternde Sorge klang: „Suse — — liebste Suse — komm, o komm! ... Komm zu mir!“

Aus dem schwarzen Rohr ein jäher Schrei: „Himmel, wer ruft mich? ... Diese Stimme —“ „Es ist die Stimme der Heimat, die dich ruft, Suse! ... Komm, Schwester! Ich nehme dich mit offenen Armen auf. Komm an mein Herz! ... Die Heimat ruft dich — und soviel Liebe.“

Ein lautes Schluchzen, ein weher Schrei — dann Totenstille.

Atemlos lauschten Trude und Spillmann; riefen an, klingelten, aber keine Antwort kam.



### Schmiedegesellenlied

Wir schüren das Feuer und fachen den Wind,  
Daß wolzig importzelt der Rauch;  
Wir schmieden und hämmern und schassen geschwind  
Nach der Schmiedegesellenbrauch.

Es bläht sich der Balg wie ein Ballen so rund,  
Von fliegenden Funken es sprüht;  
Die Esse speit Flammen aus feurigem Mund,  
Das Eisen in Weißglut erglüht.

Jetzt schnell auf den Amboss! Wir hämmern drauf los  
Im lustigen Takt, eins, zwei, drei;  
Kein Eisenstüb ist uns mächtig und groß,  
Wir schlagen ihn kräftig entzwei.

Es dröhnen die Balken, der Amboss hell klingt  
Bei jeglichem Hammerschlag;  
Wir hämmern von früh, bis die Nacht niedersinkt,  
Wir schmieden den ganzen Tag.

Wir plagen uns redlich, gebadet in Schweiß,  
Mit fröhlichem Mute und Blick;  
Wir hämmern und schassen mit rüstigem Fleiß  
Und schmieden uns so unser Glück.

Franz Sonnenlerner

Suse war weg. War auf's neue geloben. — Betrübte fuhr Trude der Heimat zu. Ihr Vertrag mit der rheinischen Fabrik war zu Stande gekommen und ein Rückweg gefunden — aber die Schwester war auf's neue verloren.

Der Abend stand über dem Tale, als Trude und Spillmann am Kreuzweg von Hohenlin den ankamen. Ein Diener rief sie an: „Kommen Sie doch aufs Schloß! Es ist Schreckliches geschehen.“

Beide eilten zum Herrenhause und hasteten die Treppen empor. Erschauernd traten sie in das düstere Gemach, in dem zwei Totenkerzen brannten. Ihr milder Schein fiel auf das wächserne Gesicht des alten Schäfers.

„Jesus Maria — er ist tot?“ rief Trude.

Der Diener nickte. „Seit heute früh.“ Trude betrachtete den treuen Freund ihrer Jugend mit Tränen in den Augen. „Armer lieber Mann! ... Gott gebe dir den ewigen Frieden!“

Ein Schrei aus dunkler Ecke schreckte sie auf. Ihre Augen sahen etwas Furchtbares. Auf

dem Divan lag die alte Marischallin, mit irren Blicken, Schaum auf den Lippen, an den Divan gekesselt.

„Sie ist wahnsinnig,“ flüsterle Spillmann ihr zu. Gottes Hand hat sie getroffen! Aber das ist kein Anblick für Sie — kommen Sie!“

Er stülpte die Mantende und führte sie weg aus dem Hause des Grauens. —

16

Schlößerglocken klangen durchs verschneite Land und sangen dem alten Jahr das Grablied.

Trude Marshall sah über ihren Büchern und schloß die Rechnung des Jahres — und ihres Lebens ab. Glück war da nicht viel zu buchen, auch nicht viel Freude — umso mehr aber Trauer und Schmerz. Draußen bei der gewölbten Pforte stand noch immer das Gespenst der Armut mit den harten Augen und den drohenden Lippen, hob mit den hageren Armen den Eisenkloppel auf der Tür und ließ ihn niederfallen. Wie dumpfer Dammerschlag klang: „Frau — — Sorge — — ist da!“

Erlische kleine Erfolge waren aber trotz aller Not zu verzeichnen. Die Ernte war gut, Moorkultur und Kiefflager versprochen reiche Erträge für das kommende Jahr. Die Mühle steine hatten so viel zu tunen, daß ihnen die Bäume stumpf wurden, und die Glöcklein zankten sich beständig mit dem Mäster, zornigen Weibern gleich, die ihre Männer schelten, wenn sie über den Wirtshaus die Arbeit vergessen. Nur rie, sie nicht wie diese: „Trink aus — geh heim!“ — sondern „Geh her — schütt auf!“

Mit heimlicher Freude buchte Trude das Mahlgeld und schrieb mit ihrer schönen klaren Schrift darunter:

„Gott mehr's!“

Das war das Geleitwort fürs neue Jahr!

Die drückendste Sorge freilich blieb: die geändigte Hypothek. Die hing wie ein blankes Schwert über der Mühle. Daran änderte auch der Umstand nichts, daß Frau Wöppermann ins Irrenhaus gebracht worden war. Falls sie dort blieb oder der Tod. Sie abrief, nahm das Gericht die Sache in die Hand und dann stand die Mühle abermals vor einer Katastrophe.

Nur eines konnte sie vor dem Ruin retten: die weiße Erde. Auf sie setzte Trude ihre letzte Hoffnung.

Schweren Herzens schloß sie das Buch und trug es in den Schrank.

Draußen senkte sich die Dämmerung nieder. Die Heimat hüllte sich in ihr graues Nachtwand und ging schlafen; mit ernsten Augen, voll Wehmut und Liebe, schaute sie ihr Kind an. Da stieg es heiß in Trudes Brust empor, und ihre stille Liebe erwachte aufs neue. ... Nein, sie war nicht arm und einsam: die Heimat war bei ihr!

Sie setzte sich ans Fenster, wie man es gern an solch stillen, dämmerigen Winterabenden tut, und hielt heimlich Einkehr. Ein süßes Träumen kam über die kaspere Lebensstreiterin. ... Sie blätterte leise in ihrem Lebensbuche. ... Es gab da viele Blätter, viel Dunkel und nur wenig helle, auf die Freude und Schmerz, Glück und Unglück ihre Runen geschrieben hatten.

Ihr Leben war im verfloßenen Jahre nur Mühe und Arbeit gewesen; des Glückes goldner Strahl traf nie ihr blondes Haupt, noch weniger ihre junge Brust. In ihrem Herzensgärtlein blühten keine Rosen und die blaue Blume, die sie suchte, fand sie nicht.

Sacht wischte sie die Tränen weg, die sich ihr in die Wimpern geschlichen hatten; mit heimlichem Bangen eilten ihre Gedanken in die Ferne, über Länder und Meere, und von ihren Lippen zitterte die Frage: „Wo mag der Liebste ruhen, dem ich gut bin, solange ich lebe? ... O Schicksal, wie bist du hart, o Liebe, wie bist du bitter! ... Nicht einmal sein Grab darf ich schmücken. ... Aber der Kranz der Erinnerung wird immer in meinem Herzen grünen, bis ihn der Tod verpflückt und an mein Grabkreuz hängt.“

(Fortsetzung folgt).